

Sächsische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 37.

Halle a. S., Donnerstag 10. Dezember 1896.

Berliner Bureau Berlin SW., Hamburgerstraße 3

Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm hörte gestern Vormittag den Vortrag des Stellvertreters des Chefs des Kabinetts...

Der Großherzog von Baden unternahm gestern in Baden Baden seine erste Ausfahrt.

Die Prinzessin Friedrich August von Sachsen ist heute früh in Dresden von einem Prinzen entbunden worden.

Prinz Friedrich August ist der muskuloside Ebe des sächsischen Königsstolzes. Nach dem Tode des Königs Albert...

Der General Superintendent D. Dehnbach wird nach dem Abschluß des kommenden Jahres nach Pöhl übertritten...

Das Staatsministerium hat gestern Nachmittag 3 Uhr im Reichstage unter dem Vorsitz des Fürsten Hohenhausen...

Die Wahl des Prinzen Heinrich VII. Reich, des Kandidaten der konservativen Partei...

Polizeipräsident von Wismar ist am Dienstag am Kaiser in Audienz empfangen worden.

Allnächtlich scheint sich, so schreibt, etwas Bistig zwar, aber recht treffend, unter Berliner Korrespondenten...

Die Antisubvention kann, wenn nicht ganz überwindende Bemerkungen eintrifft, schon jetzt als völlig gescheitert...

Millionen betrage, obwohl in der Begründung zu der Schuldenstilgungsvorlage ausdrücklich der richtige Betrag von 60 Millionen genannt ist.

Der Reichsanwalt vertritt jetzt auch amtlich die Meinung des Obersten Liebert an Stelle des Majors v. Bismarck zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.

Eine mehrköpfige Stadt. In einem Geschäftsartikel, das als Beleg für den Kurzer beigefügt ist...

Der Hamburger Korrespondent führt an leitender Stelle aus, der Ausbruch der Dampferarbeiter ist auf einen lauten Protest zurückzuführen.

Der deutsche Konsul in Lorenzo Marquez erhält die Nord-Allg. Ztg. ein gestern fort ausgegebenes Kabeltelegramm...

Deutscher Reichstag.

142. Sitzung am 9. Decbr. 1 Uhr.

Ohne Debatte wird in dritter Lesung der Handelsvertrag mit Nicaragua definitiv genehmigt...

Staatssekretär von Wittich: Die Erörterung geht nicht über den Rahmen hinaus, was der Gesetzgeber 1883 in Aussicht nahm...

Der Lebensjahr der Rechnung des Finanzjahres 1895/96 scheint in Centrumkreisen große Verwirrung angerichtet zu haben.

Anteilge: Gebühren.

Der Antisubventionen Ausschuss hat heute in der 142. Sitzung des Reichstages...

Abg. Freie (r. Ver.): Mir hier fanden 1885 der Subvention nicht günstig gegenüber.

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...

Abg. Freie (l. Ver.): Ich bin für den Subventionen Ausschuss, der die Subventionen...



(Nachdruck verboten.)

Schuldig.

33) Roman aus dem Englischen von Frank Barrett.

Mr. Bromley gebrauchte die niedrigsten Mittel, um Sie für die Befriedigung seiner Begierde zu gewinnen, warum sollte er davor zurückschrecken, Sie abzuschütteln, sobald Sie ihm lästig werden? Das ist ein ganz gewöhnlicher Vorgang. Ein Mann betrügt ein Mädchen, wird seiner überdrüssig und entledigt sich seiner; wenn sie keine Ruhe stört, so stellt er sich unter den Schutz der Polizei und derselbe wird ihm zu Theil. Mr. Bromley hat das Geſetz auf seiner Seite.

Er hat das Recht, sich zu amüsiren, sein Opfer mag bestraft werden. Er ließ die Komödie einer Heirathsceremonie aufspielen, das ist ganz illegal, aber was liegt daran? Wenn er nach Südfrankreich fährt, ist er sicher. Und das scheint auch seine Absicht zu sein. Sie waren Zeugin, daß er heute beim Diner sagte, er wartet nur auf die Genesung seiner Frau, um abzureisen. Seien Sie überzeugt, daß die Gesundheit seiner Frau die Reise gestatten wird, sobald Sie aufgehört haben werden, ihm zur Unterhaltung zu dienen. Darf ich fragen, für wie lange Zeit er die Villa Warburton gemiethet hat?

„Für ein halbes Jahr.“

„Für ein halbes Jahr!“ wiederholte er achselzuckend. Dann wendete er sich ab, blickte sturrunzelnd vor sich hin und murmelte: „Wie berechnend der Schurke verfuhr!“

Dorothea hörte ihm mit erzwungener Ruhe zu. Die Unthätigkeit wurde ihr endlich unerträglich. Ein Gefühl des Wahnsinns stieg in ihr auf. Sie sprang auf, das Blut kochte in ihr.

„Was soll ich thun?“ rief sie.

„Ich denke eben darüber nach, Miß Howard,“ antwortete er zerstreut.

Miß Howard!

Diese beiden Worte waren geeignet, ihr die Lage in ihrem ganzen Umfange vor Augen zu führen. Miß Howard, das war ihr Name, sie hatte kein Recht, den anderen zu tragen. Sie Mrs. Bromley zu nennen, hieß sie beleidigen. Und dennoch, wie haßte sie Mr. Everleigh, daß er sie bei ihrem Mädchennamen nannte.

„Sie werden doch nicht nach der Warburton Villa zurückkehren?“

„Dorthin?“ schrie sie entrüstet auf.

„Freilich nicht, freilich nicht,“ wiederholte er, in Gedanken verfunken. „Ich kenne Ihre Gefühle dem guten, alten Freunde gegenüber.“

Dorothea sah ihn fragend an.

„Es würde dem Professor das Herz brechen, wenn er davon erführe,“ fuhr Mr. Everleigh fort. „Er würde sich Vorwürfe machen, Ihr Unglück verschuldet zu haben. Es wäre sein Tod, gewiß sein Tod!“

Sie hatte bisher nicht an Professor Schlobach gedacht. Sie war zu sehr von ihrem Unglück erfüllt. Jetzt, da sie an ihn erinnerte wurde, sagte sie sich, daß die Kenntnißnahme des Falles ihm den Todesstoß versetzen würde.

„Es würde ihn tödten,“ wiederholte Mr. Everleigh. „Er darf nichts erfahren. Sie können nicht nach der Warburton Villa zurückkehren. Haben Sie noch andere Freunde?“

„Nein.“

„Dann müssen Sie meine Hilfe annehmen, Miß Howard. Betrachten Sie mich nicht wie einen Freund im landläufigen Sinne, sondern wie einen Bruder.“

„Ein Bruder!“ rief Dorothea außer sich bei dem Gedanken an die Schande und das Elend, die Valentin über sie und ihren

Bormund gebracht. „Ein Bruder! Würde ein solcher meine Schmach ruhig hinnehmen? Würde er mich nicht an dem Urheber meines namenlosen Unglücks rächen?“

„Ja,“ rief er zum erstenmal mit Hitze, indem er aufsprang, „ja, und der Schurke soll bestraft, Sie sollen an ihm gerächt werden. Er darf nicht entkommen. Ich werde thun, was ein Bruder zu thun vermag.“

Er faßte die Reisetasche der unglücklichen Frau und eilte fort. Bei der Thür blieb er stehen.

„O, Sie sollen keine Ursache haben, mir allzugeringsympathie vorzuwerfen,“ rief er, sich umwendend. „Ihre Leiden sind die meinigen, und ich werde Sie rächen!“

Er hatte die Thür geöffnet. Seine Sprache und seine Haltung verletzten Dorothea in Schrecken.

„Was wollen Sie thun?“ fragte sie mit stockendem Athem.

„Ich will ihm sagen, daß Sie ihm durch mich alle seine Geschenke zurückschicken und ihm dann —“ er hielt einen Augenblick inne und setzte alsdann mit Nachdruck fort: „eine Kugel ins Herz jagen.“

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Dorothea sank kraftlos, wie gelähmt vor Entsetzen auf das Bett.

Sie vermochte kein Glied zu rühren, keinen Gedanken zu fassen. Sie lag da wie von einem wuchtigen Schläge getroffen.

Ihr Denkvermögen kehrte erst zurück, als das Geräusch eines dahinvollenden Wagens und Peitschenknallen zu ihr drangen.

Sie mußte handelnd eingreifen, und dieses Bewußtsein brachte ihr die Kräfte wieder.

Sie sprang auf. Mr. Everleigh war auf dem Wege zu Valentin, um ihn zu tödten.

Dieser Gedanke verdrängte in ihr jedes Gefühl der Eifersucht und Rache. Sie dachte nur, daß sie Valentin liebte, mehr als ihr Leben, mit aller Kraft ihrer Seele liebte. Sie sah ihn in ihrer Vorstellung todt vor sich — in seinem Blute schwimmend. Und sie war schuld daran. Sie hatte ihn getödtet!

Sie mußte ihn retten und sich selbst vor der furchtbaren Verantwortung bewahren. Das war jetzt ihr einziger Zweck.

All das fuhr ihr im Nu durch den Kopf.

Mit einem Schrei der Verzweiflung sprang sie hinaus und die dunklen Treppen hinunter.

Sie flog dahin wie im Traume. Sie war auf die Straße gelangt, ohne zu wissen wie. Hier stand sie still und horchte athemlos auf das Geräusch der Räder. Es kam gedämpft, aus einiger Entfernung von rechts. Gegen diese Richtung lief sie, so schnell sie konnte.

Mehrere Stimmen riefen ihr aus dem Wirthszimmer nach, das sie passirt hatte. Eine Gestalt lief eine Weile hinter ihr her. Sie hörte Alles wie aus weiter Ferne.

Mit Windeseile flog sie dahin, ihr geräuschloser Schritt berührte kaum den Boden. Wie durch ein Wunder fand sie den Weg. War es der Instinkt, der sie leitete, oder stärkte die wahnsinnige Aufregung ihre Seh- und Hörfkraft?

Endlich, als sie am Gipfel eines Hügels stand, sah sie einen hellen Punkt, den sie instinktmäßig für eine Wagenlaterne hielt. Diesem Punkte jagte sie nach, fort und fort ging es in wilder Hast, bis ein zweites Licht auftauchte.

„Das kommt aus der Villa,“ sagte sie sich.

Jetzt hielt der Wagen still und Dorothea konnte ihn erreichen. Der Schlag war offen, ein Blick ins Innere überzeugte sie, daß der Wagen leer war.

„Wo ist er?“ rang es sich aus Dorotheas Lippen.
Der Kutscher, an den die Frage gerichtet war, wendete sich um und staunte sie an; indes schweifete der Blick der Verzweifelten nach der Richtung, wo das zweite Licht sichtbar war, es kam von rechts aus einiger Entfernung.

„Wo ist er?“ wiederholte sie kaum hörbar und nach Athem ringend.

Der Kutscher wies mit dem Daumen über die Schulter, in der entgegengesetzten Richtung der Villa und wollte antworten, aber ehe er noch ein Wort gesprochen, knallte ein Schuß, dem ein zweiter und dritter folgte.

Mit einem heiseren Aufschrei sank die Unglückliche in die Knie, ihr war, als hätte die Kugel ihr eigenes Herz durchbohrt. Aber ihre Sinne hatten sie nicht verlassen, sie lauschte. Das aufgeschreckte Pferd machte eine Bewegung und wurde von dem Kutscher mit rauher Stimme und fester Hand zurückgehalten, dann knackten die Zweige im Gebüsch, man hörte feste und sichere Schritte herankommen und im nächsten Augenblick sah die Verzweifelte Mr. Everleigh vor sich.

Mit einem Aufschrei der Ueberraschung prallte er bei ihrem Anblick zurück, dann faßte er sie schnell, ohne ein Wort zu äußern, am Arme, und hob sie in den Wagen.

„Scharf zufahren!“ rief Mr. Everleigh dem Kutscher zu. „Sie bekommen die doppelte Taxe, wenn wir den 10 Uhr-Zug erreichen.“

Das Pferd flog im Galopp dahin. Als der Wagen nun vor dem Pavillon vorbeifuhr, stand auch der Wächter vor dem Thore.

„Ich habe die Pflicht eines Bruders erfüllt,“ sagte Mr. Everleigh. „Sie sind gerächt!“

Er zog einen Revolver aus der Tasche, warf einen Blick auf denselben und schob ihn wieder zurück.

Dorothea sah es deutlich.

Ihr graute, sie glaubte an seinen Händen und Kleidern Valentins Blut zu sehen, und schauerte vor seiner Berührung zurück.

Wahnsinn erfaßte sie, ihr war, als müßte sie aus dem Wagen springen, doch er hielt sie mit festen Händen zurück, so daß sie selbst bei ihrer übermenschlichen Kraft, die die Majerei ihr gab, unterlag.

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich hinaus!“ schrie sie mit heiserer Stimme. „Es ist abscheulich, einen Menschen zu tödten und dann zu fliehen, es ist eine Feigheit, eine Schurkerei, lassen Sie mich los, ich verliere bei Ihrer Berührung die Sinne. Ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie die Folgen Ihrer That tragen, gehen Sie, wohin Sie wollen, aber lassen Sie mich nur zu ihm. Ich werde Sie nicht verrathen, es ist ja nicht Ihre Schuld, ich habe ihn gemordet, nicht Sie. Mein Platz ist bei ihm, bei dem Todten! Lassen Sie mich, ich will meine Hände in sein Blut tauchen und ausrufen: Ich habe ihn mit diesen blutigen Händen das Leben aus dem Leibe gerissen!“

„Niemand soll es erfahren, daß Sie auf mein Geheiß handelten, nur ich allein bin die Schuldige, ich will gern die Sühne auf mich nehmen. Das ist Alles, was ich von Ihnen verlange.“

Sie sind ein Bösewicht, ein Clender, daß Sie mich von ihm fortbringen, ich werde Sie bis zum Tode hassen und verachten, wenn Sie mir nicht willfahren, aber wenn Sie mein Verlangen erfüllen, werde ich Sie segnen.

„Ach, lassen Sie mich fort! Im Namen der Gnade und Barmherzigkeit stehe ich Sie an, bedenken Sie, vielleicht ist er nicht todt, vielleicht athmet er noch! Er verlangt nach mir, er möchte mich um Verzeihung bitten!“

„Ach, Sie müssen mir meine Bitte erfüllen! Ich bin ein Weib, haben Sie Mitleid mit mir, lassen Sie mich zu ihm, an seiner Leiche knien und bitten: Mein Lieb, ich habe es in meinem Zorne gethan, vergieb mir.“

So hat sie ihn und fuhr fort, ihn bald der Niedrigkeit anzulagen, bald in wildem Zorne zu rasen, bald seine Gnade anzurufen, bald wie ein Kind zu fliehen. Und all dies mit den Mienen einer Wahnsinnigen, bis sie erschöpft in die Kissen zurück sank und ihre maglose Aufregung sich in einer Fluth von Thränen löste.

Jetzt erst ließ Mr. Everleigh ihre Hand frei. Ihre Thränen flossen unaufhörlich, sie war schwach wie ein Kind und kindische Gedanken flogen durch ihren Sinn.

Sie sah sich plötzlich in Faulcondale und alle ihre Jugenderinnerungen reiheten sich wie in einem Kaleidoskop vor ihrem geistigen Auge aneinander. Ihre Thränen versiechten endlich

und die namenlose Schwäche wehrte auch jede freundliche Erinnerung.

Sie fragte sich, war es ihr Herz so schwer war, und suchte eine Erklärung dafür.

„Mein Herz ist gebrochen,“ sagte sie, „Alles ist todt in mir.“

Und in ihrem halb wahnsinnigen Zustande spannen sich die Gedanken aus der Vergangenheit in die Zukunft.

„Man hat sich an mir veründigt, und ich habe eine schwere Schuld begangen,“ dachte sie. „Ich habe meine Ehre verloren und mein Gewissen ist mit einem Mord belastet. Ich bin eine Verbrecherin, eine Unwürdige und kann mich nie wieder aufrufen. Für mich giebt es keine Hoffnung mehr auf Erden. Ich kann meinen Lieben nicht mehr unter die Augen treten, die Liebe ist für mich erloschen, Alles ist aus. Die Frauen werden vor mir zurückschrecken und die Männer mit Fingern auf mich deuten. Man wird mich verhöhnen oder meiden und niemals dürfen meine Lippen ein Kind berühren.“

Ihr Schmerz machte sich wieder in einem Strom von Thränen Luft, denn sie liebte Kinder. Wie oft hatte sie an ein Kind gedacht, das ihr das Schicksal bescheeren würde, wie sie es liebte, an ihr Herz drückte und es in Liebe zu seinem Vater aufzuziehen würde, dem Vater, dessen Leben sie ein Ende gemacht.

„Trage ich das Rainszeichen auf der Stirne?“ fragte sie. „Ja, die Leute werden es sehen, aber was liegt daran! Werde ich noch tiefer sinken? Ich liege ja schon zertreten im Staube, ich habe nichts mehr zu fürchten. Bald wird das Leben aus meinem Körper entfliehen, denn mit gebrochenem Herzen kann man nicht leben.“

Ein Freudenstrahl hüßte über ihr Gesicht und sie wiederholte:

„Bald werde ich todt sein, denn mit gebrochenem Herzen kann man nicht leben!“

(Fortsetzung folgt.)

Ramis Oshiflik, eine kurdische Kaserne.

Es ist noch dunkel, die Sterne glitzern am wolkenlosen Himmel so hell wie in kalten Winternächten der fernem deutschen Heimath, und in den Straßen der Christenviertel Konstantinopels haben noch die Nachtwächter mit ihren schweren Stöcken, die weiterschallend auf das Pflaster gestoßen werden, und die Hunde allein die Herrschaft. Kaum begegnet uns ein Mensch, als wir hinabsteigen zum goldenen Horn, über dessen wogender Fluth der Nebel in dichten Massen sich ballt und die Ausschau verschließt. Doch die Nachenführer sind schon am Ufer zur Stelle, jeder preißt mit lautem Ruf den Tischebis sein Raif an, und als nach Hin- und Herbuheln der Preis vereinbart ist, kann die Fahrt beginnen. Zwischen den Panzern, die einst die türkische Flotte zur drüftigsten der Welt machten, jetzt aber in unthätiger Ruhe vor den Anfern verrotten, gleitet das geschwinde Raif dem Ende des Meerarmes zu. Die wallenden Schleier lassen kaum die Arme der großen Fahrzeuge erkennen, kaum leuchten die hellen kupfernen Mündungsdeckel der Geschütze aus den Lucken hindurch, und die Uferhänge bleiben verborgen, bis der Morgenwind plötzlich das Gewebe zu Fegen reißt und langsam vor sich herreibt. In Cyub stößt der Nachen an das Land, die heiligste Stätte, welche die Moslems in Stambul verehren. In die Moschee, die sich dort wölbt über dem Grabe des Zahnenträgers des Propheten, darf kein Ungläubiger den Fuß setzen, nicht einmal in den Vorhof, in dem unter schattigen Bäumen zierliche Brunnenhauer sich erheben und zahllose Tauben ihr Wesen treiben. Abu Cyub Anjari ward hier zur ewigen Ruhe gebettet, so erzählt die Sage, als die Araber zum ersten Mal vor zwölf Jahrhunderten gegen die Mauern Konstantinopels anstürmten; dann verscholl die Kunde von seinem Grabe, und erst bei der entscheidenden Belagerung durch Mohammed den Eroberer ward im Traum einem frommen Mollah die Stelle offenbart, zur Hebung des Glaubensmuthes der Moslems, wie Peter von Antiochia die heilige Lanze fand. Seitdem ist der Ort geheiligt, und an das Gotteshaus, das der dankbare Sieger prachtdoll ersehen ließ und dessen Wand in silberner Fassung die Fußtapfen des Propheten zieren, schlossen sich Bauteu mancher Art. Jeder Gläubige hegt den Wunsch, dort zu ruhen, bis die Trompete des Gerichts erschallt, und dicht ist der rauschende Cypressenhain über den un-

älthigen Grabmalern an der steilen Bergwand. Würdig und ruhig schlürfen türkische Männer vor den Kaffeehäusern den braunen Trant aus kleinen Schalen und beachten kaum die vorübergehenden Franken. Hier sind die Moslems unter sich, und kein Christ wohnt in den Holzhäusern, die auf gebogenen Stützen das Obergeschloß mit den von Holzgittern verschlossenen Fenstern über den Weg recken. Manchmal unterbrechen Gärten die geschlossenen Zeilen oder kleine Gruppen von Gräbern mit alten verwitternden Steinplatten, die als Blumen geformt oder mit Fez und Turban gekrönt, das Geschlecht des Todten verrathen.

Doch es ist nicht Zeit, hier zu warten, unser Weg geht steil empor, und in der Mittagsgluth mag es mühsam sein, hier hinaufzuklimmen zur Höhe, wo unser Ziel, die Kaserne von Ramis Tschifit, sich erhebt. Kaum mag es in der Welt noch eine Kaserne geben, die so wunderbare Aussicht bietet. Ueber das goldene Horn hinweg schweift der Blick nach Pera und Galata mit den ragenden weißen Gebäuden und dem hoch aufragenden mächtigen Feuerturmhurm, über Stambul mit den zinnengekrönten alten Stadtmauern, den Kuppeln und Minarets der riesigen Moscheen, den Thürmen des alten byzantinischen Kaiserpalastes der blechern und der langenzähligen Kadel des Seraskierthums. Fern schließen die Ketten des bithynischen Gebirges über den waldbedeckten Bringeninseln die Schau ab, und im Wechsel des Lichts treten immer neue Netze empor. Sultan Mahmud, der Verächter der Janitscharen, ließ auf dem Höhenrand, der südlich um Stambul sich zieht, zwei Kasernen erbauen, die für seine neugebildeten stehenden Truppen und zur Vertheidigung gegen einen Angriff bestimmt waren: Daud Pascha und Ramis Tschifit, beide jetzt mit Kavallerie besetzt; in der letztern ist seit kurzem das türkische Regiment untergebracht, das aus Kleinasien in die Hauptstadt gebracht wurde. Im allgemeinen sind Europäern die Uebungsplätze und die Kasernen streng verschlossen, und nur ein Zusammentreffen günstiger Umstände erschloß uns die Thore, zur großen Verwunderung der Mannschaften wie der Offiziere, denen fremder Besuch etwas sehr Ungeohntes war.

Die türkische Regierung ist seit einigen Jahren dazu übergegangen, die kriegerischen Stämme der östlichen Provinzen Kleinasiens militärisch zu gliedern, um sich für den Kriegsfall die Rahmen einer leichts Reiterei zu schaffen und zugleich die vielfach ungebildeten Gans der Kurden und Araber fester an die Herrschaft des Sultans zu ketten. Je nach ihrer Stärke sollen die einzelnen Stämme geschlossene Abtheilungen von der Schwadron bis zum Regiment liefern; ihre Scheichs und die Vornehmen thun Offiziersdienste, während zugleich von der Linienkavallerie Offiziere zur Unterweisung an diese „Hamidiehreiterei“ abgegeben werden. 1894 wurden im ganzen 264 dorthin versetzt und aus den Stämmen 653 Offiziere ernannt. Die ganze Organisation ist noch nicht vollendet, über viele wichtige Punkte steht die Entscheidung noch aus, vor allem darüber, ob jedem der ungefähr 60 Regimenter eine Halbschwadron der Linienreiterei als Mittelpunkt zugetheilt werden soll oder nicht. Von dem Dienstbetrieb und der Ausbildung der Hamidieh-Kavallerie in Kleinasien sind bisher genaue Nachrichten nicht zu erhalten gewesen, man weiß nur, daß Schafir Pascha, der Oberkommissar der Pforte, in den sogenannten armenischen Provinzen verschiedene Truppentheile befehligt und die Häuptlinge darauf hingewiesen hat, daß Fehden der Stämme gegeneinander als Vergehen gegen die militärische Disziplin angesehen und bestraft werden würden. Seit einigen Monaten ist nun auf Befehl des Sultans ein türkisches Regiment nach Konstantinopel gebracht worden, um hier einige Schulung zu erfahren, im ganzen rund 700 Mann mit eigenen Pferden.

Ibrahim Pascha, dem Scheich des Stammes Wille, der die fünfte Schwadron des Regiments bildet, galt unser Besuch, und bald erschien er an der großen Pforte, wo wir im Gespräch mit einigen seiner Offiziere standen. Für unsern Dolmetscher war die Vermittlung eine schwierige Sache, denn das Türkisch, das von den Herren gesprochen wurde, wich sehr ab von dem Konstantinopler Dialekt. Die Mannschaften verstehen vielfach überhaupt nur Kurdisch, und es erschwert natürlich den Dienst, daß die Kommandos ihnen an und für sich unverständlich sind. Eine hohe schlankte Figur im reifen Mannesalter trat uns entgegen, in einen grauen Mantel nach europäischem Schnitt gehüllt; den von schwarzem Vollbart eingerahmten Kopf bedeckte die Kuffieh, ein von Goldstreifen durchzogenes dichtes Schleiergewinde um den niederen Kalpak, das über den Nacken herabhängt und nur an den Schläfen leicht gelocktes Haar hervortreten läßt; Hände und Füße sind frauenhaft klein

und zart. Wunderjähne dunkle Augen schauen neben der leicht gekrümmten Nase fast melancholisch ernst heraus, und wie des Scheich in den Formen orientalischer Höflichkeit uns bat, in seine Wohnung zu kommen, hatten seine Züge den Ausdruck, den man in Norddeutschland ein „gutes Gesicht“ zu nennen pflegt. So führte er uns hinauf in sein Zimmer, dessen Einrichtung aus dem Divan an der Fensterwand, zwei eisernen Feldbetten und einigen Stühlen bestand. Kaffee und Cigaretten wurden gereicht und nun konnten wir plaudern, während nach und nach die Schwadrons-Offiziere sich einfanden, alle in schwarzblauer Tcherkeska mit Patronenhaltern auf der Brust, an der Seite den wenig gekrümmten Säbel ohne Parirhänge und Bügel, der nach russischer Art mit der Schneide nach oben an Silbertressen hängt, vorn im Gürtel schaukelt sich der Dolch. Scheide und Griff der Waffen sind mit Silber in schönen Figuren tauschirt oder eingelegt. Hohe Stiefel ohne Sporen, die Kuffieh und die Tcherkespenstische vollenden die kleidsame Uniform der schon genachsehen gebräunten Männer. Ihre heimische Tracht ist es nicht, und der Scheich wies uns einen dünnen, gelbbraunen Mantel, der ihn dort vor Staub und Regen schützte. Auf die Frage, ob er dem gegen Schnee decke, antwortete Ibrahim Pascha, er habe noch nie Schnee gesehen, und nun stellte sich heraus, daß die Wille keine Kurden, sondern Araber sind, und nicht im Hochgebirge, sondern südlich davon ihre Heerden weiden. Im sonnigen Stambul vermiffen die Leute die Wärme der Heimath und klagen über Kälte. So werden sie verbündete Gesichter machen, wenn der Wintersturm über die Höhe peift und die Klöcken um das gelbe Viereck vom Karnis Tschifit wirbeln läßt.

Unter dessen kam die Meldung, das Regiment stände zum Exerciren bereit, und als wir herausstraten, hielt die lange Linie in Front vor der Kaserne. Es waren 5 Schwadronen zu je 4 Zügen zu 13 Rotten (mit einer blinden), im ganzen also 500 Mann ohne Offiziere. Die vier ersten Schwadronen sind kurdisch, die fünfte, wie erwähnt, arabisch, und sie allein führt Lanzen, die nach unserm Begriffen recht lang und dünn sind, aber doch weit zurücktreten vor den Bambusrohren mit spontantartiger Eisenpitze, wie sie in der Heimath der Wille üblich sind. Die Kurden tragen den schwarzen Lammfell-Kalpak, an dem zum Unterschied von der Linienkavallerie das türkische Wappen in gelbem Metall prangt, und Säbel, die Araber die oben beschriebene Kuffieh. Es wäre ein vollkommener Fehler, ein solches irreguläres Regiment nach preussischen Begriffen beurtheilen zu wollen, denn weder auf vorchristlichen Sitz, gleichmäßiges Tempo, tadellose Richtung und dergleichen, vom Anzug ganz abgesehen, darf sich die Arbeit des auszubildenden Offiziers hier richten. Es handelt sich darum, Krieger, die vollkommen Herr ihrer Pferde und Waffen sind, an einige geschlossene Formen und an Unterordnung unter den Befehl zu gewöhnen, ungefähr in der Art, wie Marwig 1813 seine kurmährischen Landwehrreiter schulte, und diesem Ziel scheint der Instrukteur des Hamidieh-Regiments General Faik Pascha, Oberstallmeister des Sultans, mit Erfolg zuzustreben, obgleich ihm, der Jahre lang in Düsseldorf bei den Westfälischen Husaren gestanden hat, das preussische Vorbild völlig klar ist. Bei andern türkischen Truppen wird auch nach deutscher Art exercirt, vor allem bei der 1. Gardekavallerie-Brigade, den Regimentern Orthogrul und Garde-Ulanen, die General von Brockdorff seit Jahren in angestrenzter Thätigkeit und erfolgreich schult.

Die Hamidieh-Regimenter sind kriegerische Stämme in militärischen Verbänden, und daher stehen im Glied neben einander Leute des verschiedensten Alters, vom Jüngling dem eben der Flaum wächst, bis zum gereiften Manne; auch die Pferde sind nicht gleichmäßig an Höhe, und wenn man bedenkt, daß der Orientale eigentlich nur Galopp und Schritt kennt, so wird man keinen ruhigen Aligementstrab verlangen. Durch die fortwährende Arbeit der schweren Kandare — Trense wird nicht gebraucht — wird das Pferd zu dauerndem Jackeln gezwungen; Schenkelwirkung nach unserer Begriffe fehlt, da die Reiter in den Bügeln stehen. Und doch sind sie fittest und führen die schärfsten Wendungen und plötzliches Halten aus. Das zeigte sich bei den verschiedenen Bewegungen, die Faik Pascha durchmachen ließ. Den Säbel gezogen hatten übrigens nur die Schwadronsführer, neben denen ein Trompeter der Linienkavallerie ritt; bei den rechten Flügelzügen befanden sich außerdem türkische Offiziere, die helfend eintriffen. Im Allgemeinen ritten die Mannschaften richtig hinter ihren Offizieren her, und wenn die Zugführer richtigen Abstand gehalten hatten, gelangten in der Regel die Aufmärsche aus der Kolonne. Erschwerend wirkt die oben erwähnte sprachliche Un-

liche Er-
nd suchte
ist todt
sich die
schwere
verloren
bin eine
eder auf-
f Erden.
eten, die
werden
auf mich
niemals
om von
e an ein
ie sie es
seinem
ein Ende
ragte sie.
Werde
Staube,
eben aus
en kann
wieder-
n Herzen.
siche
Himmel
Heimath,
sch haben
schallend
allein die
r hinab-
der Nebel
t. Doch
breift mit
ach Hin-
fahrt be-
lotte zur
er Ruße
dem Ende
die Am-
die hellen
hindurch,
nd plöß-
hertreibt.
Stätte,
Moschee,
gers des
t einmal
Brunnen-
den. Abu
zählt die
underten
verscholl
nden Be-
in einem
laubens-
odha die
an das
ließ und
rophten
ichte hegt
dies er-
den un-



kenntnis ein, da nur nach Befehl exerziert wurde; doch hatten in den 8 Wochen seit dem Beginn der Uebungen die Leute sich schon an Signal und Kommando im Großen und Ganzen gewöhnt. Jedenfalls waren sie mit Leib und Seel dabei, und besonders trat das hervor, als Kapitän Pascha zum Schluß eine kleine Attacke ansetzen und von zwei Schwadronen durchführen ließ. Wegen der Erschöpfung der Pferde, die mit dem veränderten Klima und Futter sich noch nicht ausgehört haben, konnte der Schluß des Angriffs nicht in schärfster Gangart, sondern nur im Galopp erfolgen; aber mit wildem Kriegsruf brausten die Reiter heran und als es zum Einzelgefecht auseinander ging, führten sie ihre Hiebe und Stiche mit wirklicher Leidenschaft. Man wird die Regimenter nie zum mauerartigen Ausreiten der Sendblüthen Kürassiere bringen, aber wenn durch richtige Auswahl der auszubildenden Offiziere und geschickte Behandlung die Stämme eng an die türkische Regierung gefesselt werden, so können sie als Schleier um eine Armee und im kleinen Krieg in Kleinasien die werthvollsten Dienste leisten. Nur darf man von ihnen nicht Dinge verlangen, die ihrer Eigenart nicht entsprechen, denn es sind Krieger und nicht Soldaten.

Wie bei uns sah eine große Menge den Bewegungen zu; tiefverschleiert hockten die Weiber auf der Erde, einzelne Männer waren vorsichtig gewesen und hatten sich auch niedrige Stühle mitgebracht, um recht bequem zuzuschauen. Einige Ochsenwagen kamen mit Brod beladen vor das Kasernenthor, und den Mannschaften wurde der Antheil ihrer Verithe zugesägt, dazwischen klangen von der Wache her Trompetensignale für den inneren Dienst. Ein junger Offizier, der Deutsch und Französisch gesprochen sprach und nach Kräften den Sicerone machte, bot Kaffee, aber mehr als zweimal konnten wir uns beim besten Willen nicht dazu entschließen. Nach einstündigem Exerziren wurde zum letzten Mal Offizier geblaten, die Schwadronsführer salutirten nach deutscher Art mit gesenktem Säbel, Kapitän Pascha hielt eine Schlusskritik ab und das Regiment rückte schwadronenweise zu Dreien abgebrochen zu den Ställen. Wir verabschiedeten uns von Ibrahim Pascha und Kapitän Pascha, der auf seinem schönen langschwänzigen Schimmel herangesprengt war, und wanderten nach Enub zum Raif hinunter, nicht ohne daß ein dienstfertiger Polizist den Dolmetscher verhört hatte, ob wir auch nicht verkappte fremde Offiziere seien. Ob er sich bei den Paschas, an die er gewiesen wurde, Rathes erholt hat, weiß ich nicht.

Allerlei.

Mutterliebe Wie viele rührende Bilde von Mutterliebe man seit jeher auch zu verzeichnen hat, so kann man doch kaum etwas Greifenderes hören, als die Geschichte einer Frau Bidrac aus Bordeaux. Ihr Sohn, ein Thunfisch, der sich daran gewöhnt hat, stets ein Vorteleben zu führen, kam wegen eines Mordes vor die Geschworenen. Daß er dem Todesurtheile entging, hatte er dem Umstande zu danken, daß seine Mutter der Verhandlung beiwohnte und er mit der alten Frau eine Bärtlichkeitssomnie ausführte, die selbst die Geschworenen zu einer milderer Strafe bewog. Er kam mit lebenslänglicher Zwangsarbeit davon und wurde zur Abbüßung dieser Strafe nach Numea deportirt. Kaum war Bidrac nach seinem neuen Aufenthaltsorte beordert worden, so besaß die Mutter, ihm dahin zu folgen. Sie verkaufte ihre Kuh, ihr sonstiges Viehchen Hab und Gut und machte die lange, beschwerliche Ueberfahrt. In Numea angekommen, erfuhr sie eine schreckliche Neuigkeit. Bidrac hatte einen seiner Mitsträflinge umgebracht, war in Folge dieses neuen Verbrechens zum Tode verurtheilt worden und harte gefesselt im Kerker seiner Hinrichtung. Man setzte die Mutter davon in Kenntniß, sie stürzte zusammen und lag dann lange in schwerer Krankheit. Als sie wieder zu sich kam, fürchtete sie, ihren Sohn verloren zu haben; aber nein, man hatte ihn um ihrewillen begnadigt, ja, er durfte sogar ins Exil zu der alten Frau geführt werden. Hier geberdete Bidrac sich wieder recht theatralisch; es schmeichelte seiner Eitelkeit offenbar, daß seine Mutter von so unentbehrbarer Liebe zu ihm ergriff war, und er renommirte gern damit. Seit er den zweiten Mord verübt hat, muß er, mit Ketten beladen, in den Steinbrüchen von Numea arbeiten, überwacht von bis an die Zähne bemanneten Kanaken. Den ganzen Tag über plaßt Frau Bidrac sich, um mit Wäskchen und anderen häuslichen Arbeiten kärglich ihr Brod zu verdienen; nur Mittags unterbricht sie sich und wandert nach dem Steinbruche, wo ihr Sohn beschäftigt ist; in einem Korbe bringt sie ihm heiße Suppe, damit er doch irgend etwas Besseres habe, als die anderen Sträflinge. Von zwei Kanaken eskortirt, nimmt er die Suppe entgegen, ohne Dank, ohne einen freundlichen Blick, nur wenn sie nicht heiß genug ist, sagt er der „Alten“, wie er sie kurzweg nennt, harte Worte. Die Mutter küßt ihn auf

beide Wangen, er läßt ärgerlich schweigend diese Zerklopfung über sich ergehen, dann kehrt die alte Frau wieder um, glücklich, daß sie ihren Sohn gesehen hat, und nimmt still und zufrieden ihr Tagewerk wieder auf.

Der Schmied von Greta-Green. In Romanen und Balladen, in Opem und Liedern wird er gefeiert, als Schutzpatron der Liebenden, deren ehelicher Verbindung Schwierigkeiten entgegen: der Schmied von Greta-Green, und nun meldet uns ein Privat-Telegramm aus London seinen Tod. Seit fünfzig Jahren war der Verstorbene Friedensrichter in dem Dörfchen der schottischen Grafschaft Dumfries, dicht an der englischen Grenze, und etwa zehn Jahre lang konnte er noch das Recht ausüben, ohne nach dem „woher und wohin“ zu fragen, Männlein und Weiblein zusammenzugeben, die sich hilfesuchend an ihn wandten. Seit 1857 ist dieses Recht erheblich eingeschränkt, denn nach dem geltenden Geetze müssen die Eheandidaten und Kandidatinnen wenigstens drei Wochen in Schottland wohnen, ehe sie vereint werden dürfen. Ganz besonders stark war der Andrang nach dem bequem zu erreichenden Grenzörfchen erlässlicherweise aus England, welches seit 1750 eine sehr strenge Ehegesetzgebung hat, und berühmte Namen, wie die eines Grafen Westmoreland, Lord Ellenborough und der englische Kanzler Lord Eldon finden sich im Trauregister. Aber auch Ausländer fanden beim Friedensrichter von Greta-Green Hilfe, wie das Beispiel des Prinzen von Capuc, des Bruders Ferdinands II. von Neapel zeigt, der in dem schottischen Dörfchen seinen Lebensbund mit einer Miss Penelope Smith schloß. — Die Sage hat seltsamerweise alle die gefälligen Friedensrichter von Greta-Green zu Schmieden gestempelt, deshalb, weil der erste, der die Trauungen in großem Umfang ausübte, ein Fußschmied war. Seine Nachfolger jedoch und auch der gefesteten Verstorbenen gehörten dieser Kunst nicht an. Ab r trotzdem wird der „Schmied von Greta-Green“ seine Stelle in Lied und Dichtung wohl noch Jahrhunderte lang behaupten.

Ein Wunderknabe à la Pöbler scheint das vierjährige Söhnchen des Försters W. in U. zu sein. Der Knabe addirt und subtrahirt, wie die „Zeiliter Allgem. Zitg.“ aus Wittkallen berichtet, im Kopfe bis vierstellige Zahlen sicher und verhältnißmäßig schnell, kann nach den Illustrationen eines biblischen Historienbuches sämtliche Geschichten erzählen und zeigt auch in jeder anderen Beziehung scharfen Verstand und gutes Gedächtniß, um das ihn viele Erwachsene beneiden könnten. Seinem Alter entsprechend ist er körperlich sehr gut entwickelt.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Im Dezemberheft von Westermanns **Illustrirten Deutschen Monatsheften** wird zunächst der Roman „Lore Fan“ von Sophie Jung Hans zu Ende geführt. Wilhelm Jensen Seroman „Luo und Lee“, eine der besten Arbeiten des unermüdblichen Dichters, läßt den Leser gespannt auf den Ausgang der wechselvollen Schicksale der Helden warten. Eine Novelle gleichen in dramatischer Form führt uns Marie von Bunjen in „Schweiter Irene“ vor. Unter den kunstgeschichtlichen Beiträgen sei in erster Linie F. S. Meißners zur gründlichsten Studien beruhendes Essay „Hans Holbein der Jüngere“ genannt. Dem klar und lebendig geschriebenen Aufsatz sind neun vorzügliche Abbildungen beigegeben. Nicht minder fesselnd ist Luise Hagens Studie „Florentiner Wandteppiche der Hochrenaissance und Barockzeit“. Sehr geschmackvoll ausgewählt sind die bildlichen Proben dieser heute ausgestorbenen Kunstfertigkeit. Adolf Fischer führt uns in seinen reich illustrierten „Japanischen Skizzen“ nach dem Lande des Mikado und zeigt uns, daß gewisse Dinge in allen Ländern trotz der verschiedenen Kostüme in gleicher Weise anzutreffen sind. In seiner vornehm geistreichen Weise plaudert Ernst C. Stein über die „Sanskrit-Sprache“, während der berühmte Münchener Sozialpolitiker Max Haushofer ein sehr aktuelles Thema berührt in der Abhandlung „Die sozialen Fragen im Lichte der dramatischen Dichtung“. Den Abchluß des reichhaltigen Heftes bilden „Literarische Notizen“ sowie die Rubrik „Für den Weihnachtstisch“.

— Im Jahre 1897 wird eine der größten Konkurrenzen für alle weiblichen Fertigkeiten mit Preisen im Werthe von 10 000 Kronen veranstaltet und zwar für die Abonnentinnen der „Wiener Mode“ zur Feier des 10jährigen Bestandes dieser beliebtesten Mode-Zeitschrift. Ein Jahres-Abonnement der „Wiener Mode“ (6 fl. = 10 Mk.) bildet demnach ein recht dankbares Weihnachtsgeschenk, denn es bietet außer dieser Preis-Konkurrenz 24 Hefte in farbigem Umichlag, 12 Schnittmuster- und Handarbeitsbeilagen, die „Wiener Kinder-Mode“ und die Unterhaltungsbeilage „Im Boudoir“ mit Beiträgen hervorragender Schriftsteller. Das eben erwähnte Heft 6 enthält die Boranzeige der Konkurrenz, über die wir nächstens ausführlicher berichten werden.

Berantwort. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Z hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.